

seines Exils in London kennen und schätzen gelernt hatte. Fletcher behauptet, daß Bernstein (dessen gesamtes theoretisches Werk in England nach dem Tode von Friedrich Engels geschrieben wurde) vornehmlich ein praktischer Politiker war bzw. sein wollte (insbesondere seit 1901, dem Datum seiner Rückkehr nach Deutschland), daß er aber, trotz zahlreicher Artikel und Bücher, wenig realen Einfluß auf seine Zeitgenossen gehabt habe – jedenfalls weniger als Bloch. Bernsteins zwei Hauptanliegen waren einmal der Versuch, eine sozial-liberale Allianz zur Liberalisierung der Regierung in Preußen und im Reich herbeizuführen, zum anderen das Bemühen, die deutsche öffentliche Meinung für die Erhaltung des internationalen Friedens und die Überwindung der Entfremdung zwischen England und Deutschland zu mobilisieren – In beidem scheiterte er, was Fletcher betont. Er zeichnet Bernstein als anglophil, Gegner der Schutzzollpolitik, Kritiker des Imperialismus, doch nicht immer eindeutig und konsequent, teilweise ähnlich gefärbt wie Bloch und Leuthner, teilweise Opfer eines illusionistischen Wunschdenkens. Dennoch ist uns seit Peter Gay keine so sympathische und zugleich kritische Würdigung des ganzen Bernstein geboten worden. Das Bild dieses Mannes, das Fletcher bietet, ist eine Korrektur der Ikonographien von sozialdemokratischer Seite wie auch der immer fortgehenden Verunglimpfungen von kommunistischer Seite. Die Methode des Verfassers, der neben den Primärquellen auch die enorme Sekundärliteratur beherrscht, ist vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich, ideengeschichtlich; denn er ist bemüht, den Ursprung und den Einfluß von Ideen zu erhellen, ohne den sozio-ökonomischen Kontext aus dem Auge zu verlieren. Er behandelt den »Revisionismus« als intellektuellen Trend wie als politische Bewegung, und er zeigt die Interaktion von außenpolitischen Fragen mit der inneren Politik. Sein Buch ist auch relevant für die »Sonderweg«-Debatte der letzten Jahre. Hier nimmt Fletcher eine entschiedene Position gegen die Blackbourn-Eley-These ein; die Bemerkungen über diese jüngere Generation britischer Sozialhistoriker lauten manchmal recht aggressiv, erscheinen aber begründet. Man mag bedauern, daß der zeitliche Rahmen, den Fletcher sich gesetzt hat, ihn davon abhielt, die Einwirkung der von ihm behandelten Gedankenwelt auf die Entscheidung des 4. August 1914 – z. B. die Russophobie Bernsteins als Pendant seiner Anglophilie – und noch mehr auf die Haltung eines erheblichen Teils der SPD in der Kriegszielfrage 1914/18 und nicht zuletzt auf die Entscheidungen der Partei im November 1918 und danach, abschließend im Zusammenhang darzustellen und nur vereinzelt – etwa bei Bernstein und seinem frühen Abrücken von der amtlichen Überfallthese von 1914 – ein paar Vorblicke zu geben. Die Bedeutung von Fletchers Thema wäre dadurch nur um so mehr hervorgetreten; doch hätte eine solche Fortführung wohl den Rahmen der Monographie gesprengt.

Alles in allem ist dies ein außerordentlich lesbares Buch, bei aller Gelehrsamkeit seines Verfassers flüssig geschrieben. Es ist eine exzellente und originale Untersuchung, die es verdient, ins Deutsche übersetzt zu werden. Wie ein anderer Rezensent (Geoff Eley in: *American Historical Review*, Mai 1985) urteilte: Es ist das Beste, was wir jetzt über diesen Gegenstand haben. Dieser Beurteilung kann ich mich anschließen.

Fritz Fischer, Hamburg

Franz Ritter, *Theorie und Praxis des Demokratischen Sozialismus in der Weimarer Republik* (= Campus Forschung, Bd. 216), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1981, 320 S., kart., 45 DM.

Hans Willi Weinzen, *Gewerkschaften und Sozialismus. Naphtalis Wirtschaftsdemokratie und Agartz' Wirtschaftsneuordnung* (= Campus Forschung, Bd. 261), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1982, 311 S., kart., 49 DM.

Nach der seit Ende der sechziger und in den siebziger Jahren hektisch und nuancenreich geführten Theoriedebatte in Kreisen jüngerer Akademiker, der Jungsozialisten oder der Gewerkschaften, die nicht nur ein heuristisches Konzept für die Aufarbeitung der lange verges-

senen Geschichte der Arbeiterbewegung, sondern auch für eine zeitgemäße gesellschaftspraktische Veränderungsstrategie entwickeln wollte, ist es ein mutiges, ja riskantes Unternehmen, eine synthetische Gesamtschau über die Theorie und Praxis des Demokratischen Sozialismus in der Weimarer Republik zu wagen. Das setzt große Kenntnisse sowohl der historischen Geschehnisse als auch der historiographischen und sozialwissenschaftlichen Literatur voraus. Eine Anfängerarbeit wie die vorliegende *Ritters*, offenbar aus einer Dissertation hervorgegangen, ist damit jedoch überfordert. Ritter beschränkt sich zwar auf die Theoriediskussion während der Stabilisierungs- und Krisenjahre 1924 bis 1933, seine Schwerpunkte Kapitalismustheorie, Staats- und Demokratietheorie, Sozialtheorie und schließlich Krisentheorie berühren allerdings den gesamten Kanon denkbarer Problemfelder. Unklar bleibt, warum er erst mit dem Jahr 1924 und der Hilferdingschen Vision vom »organisierten Kapitalismus« einsetzt. Seine knappen Herleitungen aus der alten Revisionismusdebatte und den »sozial-harmonistischen« Präferenzen der Arbeiterbewegung in und nach dem Krieg, wie sie etwa in der Zentralarbeitsgemeinschaft vom November 1918 ihren Niederschlag gefunden haben sollen, bleiben blaß und unzulänglich als Einstieg für die Erklärung der folgenden Diskussion. Die Sozialisierungs- und Rätediskussion, ohne die die späteren Auseinandersetzungen um den demokratischen Sozialismus wohl kaum zu verstehen sind, kommt überhaupt nicht vor.

Auch der realhistorische Hintergrund, dessen Wahrnehmung und gedankliche Umsetzung nicht unerheblich für die Konsistenz einer Theorie ist, wird nicht beachtet. So stehen die von Ritter gewählten Themenbereiche Staatsauffassung der SPD, sozialdemokratische Mittelsstandsanalyse, Wirtschaftsdemokratie, Rationalisierung oder Krisenanalyse recht unvermittelt nebeneinander in einem realitätslosen Vakuum. Unklar ist ferner, nach welchen Kriterien der Autor seine vorgestellten Gewährsmänner ausgewählt hat. Die Präsentation ihrer Positionen in ausführlichen Zitaten ohne nennenswerte eigene Analyse zeigt einmal mehr die Probleme der Verarbeitung eines so ausufernden Gegenstandes. In den verschiedenen Politik- und Analysefeldern werden die jeweiligen Aussagen meistens nur positivistisch additiv und zum Teil auch mißverstanden aneinandergereiht.

Eine Kritik hat sich nicht allein an den Autor zu richten, sondern auch an die Themensteller solcher Arbeiten. Die Beschränkung auf Weniger, auf einige spezielle Aspekte wäre für den Autor – und den Leser – sicher hilfreicher gewesen. Und sie hätte womöglich noch die eine oder andere Erkenntnislücke ausloten können. Eine orientierende Gesamtschau ist derzeit nicht so dringlich; so unerforscht ist die sozialdemokratische Theoriedebatte der zwanziger Jahre im übrigen nicht, wie der Autor annimmt.

Nach solcher Kritik weckt der Titel von *Weinzens* Buch Erwartungen. Nicht mehr ein ganzes theoretisches Universum, sondern zwei klar umrissene Demokratisierungskonzepte aus der neueren Geschichte der Gewerkschaften werden hier vorgestellt, Naphtalis Wirtschaftsdemokratie von 1928 und Victor Agartz' Pläne zur Wirtschaftsneuordnung nach 1945, deren Vergleich sich lohnt, weil sie die theoretische Spannbreite der Freien Gewerkschaften vom evolutionären Reformkurs zur marxistisch orientierten Transformationsstrategie markieren.

Verdienstvoll ist die detaillierte Rekonstruktion der beiden Ansätze anhand der fast vollständig zusammengetragenen Veröffentlichungen ihrer Schöpfer. Dennoch behandelt der Autor die beiden Modelle eher statisch; die Frage, ob und wie sie sich in den Publikationen allmählich herauskristallisierten, liegt weniger im Zentrum seines Interesses. Ebenso wie die von Ritter ist auch diese Studie der reinen Theoriegeschichte verpflichtet, auch hier kommen die konkreten historischen und sozialen Umstände nicht vor. Der starke Umfang des immerhin mehr als dreihundertseitigen Bandes erklärt sich aus häufig seitenlangen Blockzitataten; manches längere Zitat erscheint gar wiederholt an verschiedenen Stellen.

Zusammenfassungen an den Kapitelenden und ein Gesamtresümee sollen zwar eine Lesehilfe geben, doch sie ufern für sich jeweils wieder zu eigenen Kapiteln aus, wobei auch hier

zahlreiche Wiederholungen unübersehbar sind. Überhaupt ist die sprachliche Präsentation zuweilen recht umständlich und pedantisch, garniert gleichwohl mit affektierten Manierismen; was ist z. B. die »sozialistische Destination« (S. 247 u. ö.)? Eine rigorose Straffung des Textes wäre sicher ein großer Gewinn gewesen.

Nach Vorstellung der beiden Konzepte, an deren Ende jeweils auch die wesentlichen Argumente der zeitgenössischen Kritik genannt werden, wird in einem Schlußkapitel ein Vergleich gewagt. Der führt allerdings nur zu dem recht blassen Ergebnis, daß Agartz die Mängel der unzulässig optimistischen wirtschaftsdemokratischen Perspektive überwunden habe und daß beide in ihrer Zeit jeweils offiziellen Gewerkschaftskonzepte nie realisiert wurden, weil sie von der historischen Entwicklung – der Weltwirtschaftskrise nach 1929 bzw. dem Wirtschaftswunder nach 1949 – überholt wurden.

Claus-Dieter Krohn, Lüneburg

Wolfgang Wippermann, Die Bonapartismustheorie von Marx und Engels (= Geschichte und Theorie der Politik, Unterreihe A: Geschichte, Bd. 6), Klett-Cotta, Stuttgart 1983, 318 S., Ln., 84 DM.

Der Bonapartismusbegriff scheint periodisch Konjunktur zu haben. Marx und Engels als Zeitgenossen Napoleons III. entwickelten eine Theorie, die sodann vornehmlich bei Übertragung auf die preußisch-deutschen Verhältnisse Bedeutung erlangte. Als sich bestimmte Aspekte ihrer Lehre in der deutschen Sozialdemokratie, später dann in der Kommunistischen Internationale durchgesetzt hatten, diente der Bonapartismusbegriff zur Auflockerung der orthodoxen Auffassung – so zumal in den zwanziger und dreißiger Jahren. Diese Deutungen wurden in einer dritten Phase in den späten sechziger Jahren in gleicher Funktion politisch reaktiviert, sodann aber auch als historisch-analytischer Begriff von einer Reihe von Historikern, Hans-Ulrich Wehler voran, als Typbegriff mit heuristischem Wert nachdrücklich verfochten. Gegenwärtig hat es den Eindruck, als ob ein gewisser Sättigungsgrad dieser Debatte erreicht sei, und so muß es offen bleiben, ob die vorliegende Berliner Habilitationsschrift von 1978 ein Schlußwort darstellt oder einen neuen komparativ vorgehenden Anlauf begründet. Jedenfalls wurde noch nie so differenziert, mit Sinn für Möglichkeiten und Grenzen der Bonapartismusdeutung gearbeitet.

Einleitend macht Wippermann deutlich, daß sich schon bei der Beschäftigung mit Napoleon I. eine breitgestreute Debatte über den Bonapartismusbegriff entwickelte, die sich anschließend gerade auf den Napoleon-Mythos stützte. In ihr wurden vielfältig die ambivalenten, rück- wie vorwärtsgewandten Züge des Bonapartismus erarbeitet. Der Hintergrund für Marx' und Engels' Deutung dieses Terminus bildete ihre politische Erwartung, die gerade im Falle der Rolle Louis Bonapartes wiederholt korrigiert wurde; ihre Äußerungen sind geradezu als Reaktion auf politische Fehlkalküle anzusehen – so zumal die Überraschung über den Staatsstreich von 1851, auf den der »18. Brumaire« antwortete. Insofern bemüht sich Wippermann zu Recht nicht um eine Rekonstruktion einer einheitlichen Bonapartismustheorie, sondern um die je neu hinzukommenden Elemente der Deutung, die Korrekturen bisheriger Annahmen. Als fruchtbar erweisen sich dabei zwei Vorgehensweisen. Zum einen die Unterscheidung einer Idealsoziologie, die im Anschluß an das Kommunistische Manifest von einer Beherrschung des Staates durch eine Klasse ausgeht – eine heteronome Deutung also –, von einer Realsoziologie, die den historischen Erscheinungsformen der Herrschaft zunächst einmal Napoleons III. gerecht zu werden sucht. Anders gewendet: Die Theoretiker Marx und Engels instrumentalisierten den Staat zum Werkzeug der herrschenden Klasse, die kommentierenden Zeitgenossen und Politiker erkannten die reale Verselbständigung der Exekutive in einer Situation des Klassengleichgewichts, unterschieden zwischen sozialer Basis und sozialer Funktion des Bonapartismus in Frankreich, wechselten aber ihre Perspektiven und Prognosen mehrfach. Die wiederholt getäuschte Revolutionserwartung